

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 23

Artikel: Im September
Autor: Meyer, Traugott
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671094>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

I M S E P T E M B E R

Es ist noch nicht Herbst, es ist aber auch nicht mehr Sommer. Einige sagen den paar Wochen «Nachsommer», andere «Vorherbst». Der Kalender nennt diese Zwischenzeit «September», der Volksmund «Herbstmonat» — im Gegensatz zu seinem Nachfolger, dem «Oktober» oder «Weinmonat».

Schon sind die Tage etwas kürzer, Morgen und Abend merklich frischer, kühler; aber die Luft ist durchsichtiger geworden. Auf einmal erscheinen alle Linien klarer und schärfer, alle Farben samtener und leuchtender — und jeder Laut, der sich loslöst, jeder Ton, der irgendwo anschlägt, wird aufgenommen und in die Weite getragen. Bäume und Wiesen, der Talboden und die Hügel ringsum sind im Begriffe, aufzuatmen und auszu-ruhen. Sie haben ihre Sommerlast bereits abgeschüttelt oder schicken sich eben an, einen letzten Rest der Bürde niederzulegen, um sich dann selig befreit zu dehnen.

Noch ist in den Buchenwäldern, die vom Rande des Feldes die Hänge hinansteigen, kaum ein vergilbter Fleck zu erspähen. Aber einzelne Kirschbaumzweige lassen ihre Blätter wie frohfarbene Wimpel im Winde wehen. Am Morgen hüllen jeweils erste Silbernebel die Bachläufe ein und lassen sich von der Sonne golden durchleuchten. Vor der Ferne liegt ein hauchfeiner Duft wie über unberührten Pflaumen. Und hoch am blauen Himmel zeigen sich blütenweisse Wolken. Sie gleiten als grosse Segel dahin.

Wohin wohl? Wer das wüsste! Einfach fort wie die Tage und alles, das sie gebracht haben oder noch bringen werden. Frühling im Blust, Sommer um Frucht — beides haben wir gesehen, gehört und erlebt. Wir sind mit Frühling und Sommer gleichsam aufgewacht, an die Arbeit gegangen, irgendwie gereift und anders geworden. Wir haben auf sie gehofft, um sie gebangt, unsere Gedanken und Gefühle mit ihnen verglichen oder unser Tage-

werk nach ihnen gerichtet und an ihnen gemessen. In einer stillen Stunde haben sie uns dafür jenen rätselhaften Spiegel vorgehalten, der mahnend oder deutend den sonst geheimen Gang der Zeit und des Lebens zeigt.

Nun sind sie also dahin — und wir stehen vor einem Neuen. Selbst wenn wir uns an diese Zeit früherer Jahre erinnern, dünkt es uns, wir schritten einem Unbekannten entgegen. Dabei übernimmt uns hin und wieder eine leise Wehmut. Wohl freut sich jedermann an den Dahlien hinter dem Gartenhag, die in ihren satten, saftigen Farben vor Leben förmlich strotzen. Aber zur Freude an ihnen gesellt sich ganz ungesucht eine stille Trauer: Man hört den nahenden Schritt des nächsten oder übernächsten Morgens und sieht dieselben Dahlien entkräftet, sterbesmatt die Köpfe hängen. Auf einer kleinen Wanderung in die Höhe hören wir die Kuhglocken von der Weide her klingen. Sie rufen uns an, sie mahnen. Es sind zwar die nämlichen Glocken wie im Frühling. Aber sie tönen anders. In ihnen singt heute — noch kaum vernehmbar und doch schon eindringlich genug — die Melodie des Herbstliedes mit. Es ist zwar nicht die volle Melodie, es sind erst die einleitenden Takte; aber sie lassen Ausklang und Ende schmerzlich erahnen. Und auf dem Heimweg sehen wir, wie aus dem Traum erwacht und als ob uns von den Augen die Schuppen fielen, die bläuliche Dämmerung aus dem Tal emporkriechen und der Sonne so rasch folgen, dass wir nicht wenig erschauern. Auch atmen wir den herben Geruch von Weidfeuern ein. Wir frösteln und fühlen dabei, dass uns etwas wie mit Fingerspitzen am Aermel zupft. Wir wissen nicht, was es ist, wissen schon gar nicht, was es von uns haben möchte. Aber so zart und zaghaft es sich auch geben mag, wir ahnen dennoch, dass es beachtet werden sollte, weil es sich wahrscheinlich um ein Zeichen des unergründlichen Lebens handelt. Auf einmal ist uns, alles neige sich, alles gehe bergab und dem Ende zu.

Das macht, dass in diesen Tagen und Wochen nach dem Sommer und vor dem wirklichen Herbst unsere Sinne empfindlicher werden und jene seltenen Augenblicke auffangen, in denen man voller Spannung darauf achtet, wie die Stunden, wie die Tage schwinden. Man vernimmt häufiger als sonst Laute und Worte, die man nicht so leicht vergisst, weil sie einen innerlich beschäftigen. Man erblickt Dinge und Vorgänge, die einem plötzlich als Sinnbilder und Fingerzeige des geheimnisvol-



Haute Couture unter afrikanischer Sonne

Foto H. P. Roth

len Lebens erscheinen. Die Welt ist voller Ahnungen und Gleichnisse. Wir suchen sie zu deuten und kommen so vom gewöhnlichen, alltäglichen, realen Weg ab auf ungewöhnliche, sonntägliche, traumhafte Pfade, um zum Sinn der Erscheinungen, zur Wahrheit selber vorzustossen. Dabei fühlen wir den grossen, unerbittlichen Pendelschlag des Lebens. Sein Auf und Ab oder Hin und Her, seine ewige Wiederkehr von Flut und Ebbe, Licht und Schatten, Tag und Nacht. Und wir verstehen, dass der gebräuchliche Masstab des Alltags und gewöhnlichen Lebens nicht mehr gelten kann. Wir sehen ein, wie oft wir uns geirrt, wie falsch wir geschätzt, geurteilt, gehandelt haben. Wir fragen, woher es eigentlich kommen möge, dass der Mensch sich so wichtig nimmt. Einen stichhaltigen Grund dafür hat er ja nicht. Er dünkt sich zwar gescheit, sogar übergescheit. Aber nützt es ihm? Was kann er ergründen damit, welche letzte Frage beantworten? Die Tage zwischen Sommer und Herbst zeigen ihm, wie wichtig seine Folgerungen und Schlüsse sind, wie all sein Tun etwas Mangelhaftes an sich hat, wie auch des Klügsten und Erhabendsten Planen und Werk im ewigen Pendelschlag des Lebens mitschwingt. Sie, die Septembertage, ermahnen den Menschen, einfach, bescheiden zu werden. Sie lehren ihn, nur das zu sein, was er sein kann — und ganz so zu sein, wie er als Mensch im Leben sein soll.

Wenn wir das erkennen, dann zeigt uns die Welt in diesen Tagen noch etwas: ihre liebe Sonne, die über Hänge und Hügel streicht wie feine Hände, ihr eigenes, einzigartiges Lächeln. Es ist weit entfernt von dem Lachen aus Lust oder Uebermut. Die Welt hat ja jetzt weder Lautes noch Uebermütiges an sich. Still steht sie da. Aber sie lauscht in die unendliche Weite und lächelt. Sind es aus der Ferne kommende Schritte, die sie vernehmen möchte? Sind es Klänge aus dem Herbstlied, das noch kaum hörbar ist? Die Welt lauscht und lächelt.

Aehnlich lauschen und lächeln habe ich erst zweimal gesehen. Einmal eine Grossmutter an der Weihnacht. Es war das erste Mal seit vielen Jahren, dass die ganze Familie wieder beieinander sein konnte: Der ältere Sohn aus Amerika, der jüngere von einer schweren Unfallopoperation aus dem Spital zurück und die beiden Töchter mit ihren Männern und Kindern. Als man die Kerzen anzündete, und die Jungen um den Baum standen und sangen, da musste die Grossmutter immer von einem aufs andere und dann wieder auf die

Lichter blicken. Man konnte merken, dass die vielen vergangenen Wochen und Jahre mit ihren Sorgen und Plagen an ihrem inneren Auge vorübergingen. Still legte sie die Hände auf dem Schooss zusammen, schaute über alle hinweg, als ob sie lausche, und lächelte — lächelte so sonnvoll und innig, wie nur die Welt in diesen Tagen lächeln kann.

Viel später sah ich einen alten Mann ähnlich lächeln. Er hatte sein Leben lang für Recht und Gerechtigkeit gekämpft. Das brachte ihm Ungemach und Feinde ein. Kurz vor seinem Tode kam sein Erzfeind und bat ihn um Verzeihung. Er vergab ihm und lächelte — wie die Welt dieser Zeit: sonnig, lieb, einzigartig.

Dieses Lächeln verklärt das Hinschwinden der Tage, Trauer und Tod. Dass wir es sehen und erkennen. Nur, wer durchhielt und alles — auch sich selbst — zu meistern vermag, kann wie die Welt in den Wochen zwischen Sommer und Herbst lächeln. Ein Haufen Arbeit muss geleistet sein, ein Berg Sorgen muss abgetragen sein, Zweifel und Verzweiflung müssen erlebt und überlebt worden sein, sonst kann man nicht so lächeln. Dieses Lächeln ist das untrügliche Zeichen der Ueberwindung, des wahren Humors, des endgültigen Sieges.

Und überwunden und gesiegt haben sie alle: der Baum, der Acker, die Wiese, der Wald, das Tal und die Höhen, die Umgebung und die ganze Landschaft. Sie alle stehen nun da und lächeln dieses eigene, einzigartige Lächeln. Sie alle dürfen es lächeln.

Aus der Anekdoten-Welt

Kostspielige Romanhelden

Vor einigen Tagen traf ein Pariser Kritiker in einem bescheidenen zweitklassigen Hotel an der Riviera Maurice Dekobra.

«Nanu», begrüsst er den mondänen Schriftsteller, «Sie hier, wo Ihre Romanhelden doch ständig mindestens eine Zimmerflucht in einem Luxushotel bewohnen?»

«Was wollen Sie?» zuckte Dekobra resigniert die Achseln: «Meine Helden leben auf so grossem Fuss, dass ich eben sparen muss, um sie zu erhalten!»

-nn (ITG)